

Leseprobe aus:

Erin Jade Lange

Butter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Erin Jade Lange

BUTTER

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Hinweis:

Der Spitzname der Hauptfigur dieses Romans,
«Butter», wird englisch ausgesprochen.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2014

Copyright für die deutsche Übersetzung

© 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Lektorat Silke Kramer

Die Originalausgabe erschien 2012

unter dem Titel «Butter»

bei Bloomsbury Books for Young Readers, New York.

Copyright © 2012 by Erin Jade Lange

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,

nach dem Original von Bloomsbury

(Abbildung: Nick Veasey/Getty Images)

Satz aus der Plantin PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 21244 4

Für Mom und Dad,
meine ersten Leser
und meine allerbesten Freunde



Erster Teil

- Eine Stange Butter

1. Kapitel

Ihr glaubt, ich esse viel? Das ist noch gar nichts. Geht mal am 31. Dezember online, wenn ich die Live-Übertragung meiner Henkersmahlzeit ins Netz stelle. Leute, die zum Tode verurteilt sind, kriegen doch alle so eine Henkersmahlzeit. Wieso ich nicht? Ich halte es kein Jahr mehr aus in diesem Fettleib, aber ich weiß, wie ich dieses Jahr mit einem Knalleffekt beenden kann. Wenn ihr's also über euch bringt, herzlich willkommen. Schaut nur zu ... wie ich mich zu Tode fresse.

Die meisten würden sagen, die ganze verrückte Geschichte ging mit dieser Website los. Doch für mich begann sie zwei Tage früher, an einem Dienstagabend im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Ich schaute Nachrichten, denn die hatte Mom gerade an, als sie aufstand, um Essen zu machen, und die Fernbedienung legte sie genau gegenüber ab, direkt neben dem Fernseher.

Wieso tut das jemand – die Fernbedienung neben den Fernseher legen? Was soll das?

Wahrscheinlich machte sie es nur, um mich zum Aufstehen zu zwingen, damit ich ein bisschen Bewegung hatte, als ob ein paar Schritte durchs Zimmer irgendwas ändern würden.

Egal, jedenfalls lief in den Nachrichten gerade diese Sache von wegen, dass einige Fluggesellschaften plötzlich von

Übergewichtigen verlangten, bei jedem Flug für zwei Plätze zu zahlen.

Klar, ich verstehe, dass es nervt, in einem Flugzeug neben so einem Fettwanst zu sitzen. Vielleicht nimmt er ja zu viel von deiner Armlehne ein oder quetscht dich gegen das Fenster, aber glaub mir, niemand fühlt sich unwohler als *er*, wenn er sich in den winzigen Sitz zwängen muss und weiß, dass keiner neben ihn will. Die Demütigung reicht als Preis völlig aus, da braucht es nicht noch eine weitere Sondergebühr.

Diese Tusse von einer der Fluggesellschaften, die in dem Bericht auftrat, meinte, die Doppelberechnung gelte ab 1. Januar. Sie tat so, als wäre das Ganze nur zum Wohl der Dicken, dass sie sich mit zwei Plätzen bestimmt wohler fühlen würden und es deshalb nur gerecht sei, dafür auch zahlen zu müssen. *Also ehrlich, du Tusse, das ist Bullshit.* Ich wusste, nichts, nichts, gar nichts wäre so schlimm, wie der Typ zu sein, der zwei Plätze braucht. Damit es jeder im Flugzeug sieht und denkt: «Aha, so fett muss man sein, um doppelt zahlen zu müssen.» Nein, danke.

Ich wollte gerade so richtig sauer werden, als ich an mir hinabsah und mich erinnerte, dass zwei Plätze in einem Flugzeug mein kleinstes Problem waren. Zu der Zeit nahm ich selbst auf dem Sofa zwei Sitzkissen ein.

Mein Blick glitt von den Kissen zum Kaffeetisch. Der leere Teller mit ein paar letzten Krümeln Erdnuss-M&Ms, einem Becher halb geschmolzenem Eis und einer Tüte Doritos war nur ein Bruchteil meiner Beute gewesen.

Ein einzelner Dorito ragte gefährlich kippelnd aus der Tüte. Ich rettete ihn, ehe er rausfallen konnte, und stopfte ihn in den Mund. Die Aromen explodierten auf der Zun-

ge – salzig, süß, würzig –, alles, was ich liebte, in eins zusammengepackt. *O Gott, ich liebe Doritos*. Als Bonusgeschenk drang noch dieses Knirschen in meine Ohren und über-tönte die verhasste Nachrichten-Geschichte. Doch als ich den Dorito hinunterschluckte, hörte ich noch den letzten Satz, gesprochen von einer Reisenden auf dem Flughafen – einem Mädchen, so magersüchtig dünn, mit blondierten Haaren, als wäre sie eine von meinen Klassenkameradinnen in der Scottsdale High.

«Ja, ich finde das völlig in Ordnung!», sagte sie und ließ eine Kaugummiblase platzen. «Warum sollen wir unsere Sitze, für die wir bezahlt haben, mit Leuten teilen, die vor dem Essen unbedingt noch Snacks in sich reinstopfen müssen?»

Ich erstarrte. Gerade wollte ich mir ein Fleischklops-Sandwich in den Mund schieben. *Verdammte Scheiße! Kann man nicht mal mehr in seinem eigenen Wohnzimmer ein kleines Sandwich genießen, ohne sich gleich beobachtet zu fühlen?* Doch es war zu spät. Plötzlich sah das Sandwich kein bisschen verlockend mehr aus, und von seinem Geruch wurde mir schlecht. Ehrlich gesagt sah alles, was vor mir stand, plötzlich ekelhaft aus. Ich hasste jedes leuchtend bunte Zuckerding und jeden salzbedeckten Chip.

Eilig räumte ich alles vom Tisch und nahm die kleinen Leckerbissen hoch, die zwischen die Sofakissen gefallen waren. Ich kannte das schon, diese Schübe der Entschlossenheit. Sie hielten nie lange an und endeten meistens in einem ausgiebigen Fressgelage. Doch wenn sie kamen, dann mit aller Macht, und ich war überzeugt, ich würde nie wieder auch nur den kleinsten Happen essen.

Ich trottete mit meinem Armvoll Snacks Richtung Küche und warf das ganze Zeug in den Müll, ohne ein Wort zu

Mom, die mit dem Rücken zu mir stand und am Herd vor sich hinsummte. Danach verschwand ich in mein Zimmer und legte meine Lippen um das Einzige, was in solchen Situationen angenehm schmeckte – mein Saxophon.



Ich verlor mich für ungefähr zwanzig Minuten in einer Melodie, bis ich keine Puste mehr hatte. Manchmal ermüdete es mich schon, wenn ich einfach nur zu lange stand. Und die Bewegungen, die ich beim Saxophonspielen machte, waren deutlich mehr Sport, als ich zu jener Zeit schaffte.

«Das ist wunderschön, Baby.»

Meine Mom lehnte im Türrahmen mit diesem verträumten Blick, den sie jedes Mal bekommt, wenn ich spiele. Abrupt hörte ich auf und ließ das Saxophon sinken, als Strafe, dass sie sich wieder angeschlichen hatte – ich hatte ihr schon so oft gesagt, dass sie das nie mehr machen sollte.

«Was ist das für ein Stück? Irgendwas Neues?»

«Nein, Ma, das ist ‚Parker’s Mood‘. Das hast du mich schon hundert Mal spielen hören.»

«Hmm. Deinen Charlie Parker magst du einfach.»

«Ja, wahrscheinlich.»

«Na ja, ich wollte dich nicht unterbrechen. Ich wollte nur sagen, in zehn Minuten ist das Essen fertig.»

«Ich hab keinen Hunger.»

Moms Mund zuckte, und sie lächelte traurig, doch sie sagte nichts. Irgendwann um die Zeit, als ich elf wurde, hatte sie aufgehört, mit mir über Essen, Sport oder irgendwas zu sprechen, das mit meinem Gewicht zu tun hatte. Und je schwerer ich wurde, desto mehr tat sie so, als ob sie es

nicht sah. Lange dachte ich, dass ich ihr peinlich war, aber schließlich begriff ich, dass sie sich einfach schuldig fühlte – als ob sie eine schlechte Mutter wäre, die zuließ, dass ich so fett wurde.

«Okay», sagte sie. «Dann fangen wir ohne dich an.» Sie wandte sich ab und wollte gehen, schließlich drehte sie sich noch mal um, den Türgriff schon in der Hand, und ihr trauriges Lächeln hing ihr noch immer im Gesicht. «Wirklich, Baby ... wunderschön.»

Ich zuckte zusammen. Wie ich es hasste, wenn sie mich Baby nannte. Ich war sechzehn und – Scheiße verdammt – tausend Mal dicker als ein Baby. Aber Baby war immer noch besser als Butter, wie ich auf der Schule von allen genannt wurde. Ich hasste diesen Spitznamen, doch wenigstens hatten die meisten vergessen, wie ich zu ihm gekommen war.

Ich hob das Saxophon an die Lippen, um weiterzuspielen, aber bei der Bewegung fühlte ich plötzlich die ganze Erschöpfung, deshalb stellte ich das Instrument zurück in den Ständer. Ich musste sowieso nicht üben. Nicht dass ich ein Wunderkind war, aber ich hatte mit acht mein erstes Saxophon bekommen und seither jeden Tag geübt. *Armseelig*. Ich hatte nichts Besseres zu tun, als allein zu Hause zu sitzen und Musik zu spielen.

Natürlich stimmte das nicht ganz. Es gab sehr wohl noch eine andere nächtliche Ablenkung.

Ich schaltete meinen Laptop an und ließ mich in dem extra großen Sessel neben meinem Bett nieder. Dann loggte ich mich unter meinem Zugangsnamen «SaxMan» ein, hielt den Atem an und wartete, ob sie online war.

Sie war. Die Liste meiner Freunde erschien rechts auf dem Bildschirm – ein paar Leute aus dem Camp, ein paar

Musiker, mit denen ich manchmal zusammen spielte ... und Anna. Die wunderbare süße sexy Anna.

Ich hatte Anna monatelang heimlich im Netz nachgestellt, bevor ich endlich den Mut fand, ihr eine Nachricht zu schicken. Ich war mit ihr über eines der wenigen sozialen Netzwerke in Verbindung getreten, die kein Foto verlangten, und natürlich erzählte ich ihr nicht, wer ich war. *Hey, ich bin der Typ mit dem extra für mich gebauten, übergroßen Schreibtisch ganz hinten in der Aufsatz-Klasse! Willst du mit mir chatten?* Ja klar.

Ich erzählte Anna, dass ich auf eine Privatschule ginge und ihr nur voll und ganz zustimmen könne in dem, was sie über die Band *RatsKill* gepostet hätte, von wegen, dass die total out sei. Sie liebte diese Sätze von mir. Und nun, drei Monate später, spürte ich ganz deutlich, dass sie *mich* liebte. Auch jetzt hatte ich das Gefühl, sie war nur deshalb online, weil sie darauf wartete, dass ich mich meldete. In dem Moment, als ich mich einloggte, kam schon die erste Nachricht von Anna.

Hallo, du Schöner! Was treibst du so?

Ich lächelte. Mir gefiel, dass Anna keine lahmen Kürzel oder Smileys verwendete, wenn sie schrieb. Doch mein Grinsen dauerte nicht lange. *«Du Schöner.»* Klar. Sie konnte es ja nicht wissen. Ich hatte ihr nie ein Foto von mir geschickt. Und ihr irgendein Fake-Foto schicken, das wollte ich auch nicht. So unverfroren konnte ich sie nicht anlügen. Und ganz ehrlich, ich wollte auf keinen Fall, dass sie sich in die Fresse von so einem anderen Typen verliebte. Wieder und wieder hatte sie mich um ein Foto gebeten, doch am

Ende konnte ich sie überzeugen, dass das Geheimnis viel romantischer sei.

Hi, du tolles Wesen. Ich hab gerade deinen Song zu Ende gespielt.

Ja gut, das stimmte nicht, aber selbst wenn ich Charlie Parker spielte, ging mir Annas Song ständig durch den Kopf. Es war ein behutsames, sinnliches Solo, das mir nach einer nachtlangen Internet-Session mit Anna einfiel – der einzige Song, den ich je geschrieben hatte. Anna war hin und weg, als ich ihr die Aufnahme schickte, auf der ich das Stück spielte.

Ah! Weißt du übrigens, dass ich es jeden Abend anhöre, bevor ich einschlafe?

Mein Grinsen kehrte zurück.

Ich weiß.

Wann darf ich endlich hören, wie du's mir persönlich spielst?

Anna drängte inzwischen ziemlich darauf, dass wir uns in «echt» trafen, aber das stand natürlich nicht zur Debatte – zumindest noch nicht. Erst mal musste ich etwas abnehmen – ja, gut, eine Menge abnehmen –, bevor ich meine wahre Identität preisgab.

Bald, Schatz. Sehr bald.

Gott, heute Abend hörte ich gar nicht mehr auf, sie anzulügen. Bald? Wem machte ich da etwas vor? Als ich anfang, mit Anna zu chatten, hatte ich mir eingebildet, ich könnte genug Pfunde loswerden, um ihr in ein paar Monaten zu sagen, wer ich war. Aber Doc Bean hatte mich überzeugt, dass es *Jahre* dauern würde, bis ich auf ein normales Gewicht runterkäme. Jedes Mal predigte er mir, mich in Geduld zu üben. Tja, aber Geduld war nicht mein Ding. Ehrlich gesagt hatte mich die Nachricht, dass Jahre harter Arbeit vor mir lagen, in eine schwere Fressattacke gestürzt, und in den drei Monaten, seit ich mit Anna chatte, habe ich noch mal neun Pfund zugenommen.

Ich starrte den Bildschirm an und wartete auf Annas Antwort. Ich wusste, ihr Schweigen hieß, dass sie schmollte. Sie wollte etwas Konkreteres hören als «bald». Na gut, was konnte ich schon verlieren? Unter diesen Umständen würde ich ihr sowieso nie sagen, wer ich war. *Was macht es, wenn ich heute Abend noch eine Lüge schreibe?* Ich schob meine Finger über die Tastatur.

In der Silvesternacht.

Ihre Antwort kam fast noch im selben Moment.

Aber das ist ja erst in einem Monat?

Silvester kommt schneller, als du glaubst.

Ich wartete, während sie drüber nachdachte. Schließlich antwortete sie.

Ich glaube, so eine Silvesterbegegnung wär ziemlich romantisch.

Ich lächelte bei dem Gedanken, stellte mir den Moment vor – wie wir uns auf einer überfüllten Silvesterparty quer durch den Raum ansahen, wie ich mit einem Strauß aus vierundzwanzig Rosen auf sie zutrat, während eine Zwölf-Mann-Band ihren Song spielt –, einen Moment, der nie geschehen würde.

Ein Schmerz machte sich in meiner Brust breit, und mir wurde klar, dass ich aufhören musste, bevor ich noch weitere Lügen erzählte.

Okay, Schatz, ich bin nur schnell ins Netz gegangen, um dir hallo zu sagen. Muss los.

Dann wartete ich so lange, bis ich den Satz sah, mit dem sie sich ausklinkte –

Okay, träum schön!

– und klappte den Laptop zu.

Der Schmerz in meiner Brust drohte mir als Kloß in den Hals zu steigen und sich in Tränen zu verwandeln. Ich drängte ihn zurück und versuchte, ihn wieder nach unten in meinen Magen zu zwingen. Und genau da spürte ich, dass ich Hunger hatte.

Ich warf den Laptop beiseite und ging hinunter zum Essen.

Wie ich schon sagte, meine Entschlossenheit hielt nie lange an.

2. Kapitel

Das Frühstück am nächsten Morgen war wie immer: Eiweiß-Omelette und Truthahnwürste für Mom und Dad, Pecannuss-Waffeln, kanadischer Speck und verlorene Eier für mich. Aber diesmal kein Sirup zu den Waffeln. Ich fragte nicht, warum, weil ich die Antwort ahnte. Mom versuchte mal wieder heimlich, den Zucker aus meinem Speiseplan zu nehmen.

Wenn es um meine Ernährung ging, hüpfte meine Mom ständig zwischen Vollkorn und Vollfett, Gemüse und Törtchen, Hoffnung und Resignation hin und her, so wie ich zwischen Magen vollstopfen und Körper entschlacken hin und her sprang.

Ich schob mir die trockenen Waffeln in den Mund und versuchte Dad hinter seiner Zeitung auf mich aufmerksam zu machen. «Was steht drin? Irgendwas Aufregendes?» Ich stieß mit dem Finger gegen die Rückseite der Zeitung.

Dad richtete seine Antwort an Mom. «Die Cardinals werden nie wieder um den Superbowl spielen, wenn sie so weitermachen.»

Mom, die absolut kein Interesse an Sport hatte, summte nur vor sich hin.

Ich versuchte es noch einmal. «Steht irgendwas über das Jazzfestival drin? Eigentlich müsste doch diese Woche das Programm veröffentlicht werden.»

Dad grummelte irgendwas in sich hinein von wegen, dass

er mehr auf die Beatles stände, und hob die Zeitung noch weiter vor sein Gesicht.

Mom mochte es vielleicht aufgegeben haben, mit mir über mein Gewicht zu reden, aber Dad hatte ungefähr zu der Zeit, als ich die vierhundert Pfund übersprang, ganz aufgehört, mit mir zu sprechen.

Als ich noch kleiner war, hatte er gemeint, meine breite Statur wäre perfekt für einen Footballspieler geeignet. Als ich aus diesem Stadium *herauswuchs*, wusste er nichts mehr mit mir anzufangen. Er versuchte mich ins Fitnessstudio zu schleppen, er versuchte mir seine grässlichen Eiweiß-Omelettes in den Rachen zu schieben, und er versuchte mir zu erklären, dass ich kein hoffnungsloser Fall sei. Doch das Ganze führte nur zu jeder Menge gegenseitiger Anbrüllerei.

Ich war echt ziemlich erleichtert, als ich die vierhundert Pfund erreicht hatte und er endlich die Klappe hielt.

Trotzdem versuchte ich ab und zu noch beim Frühstück, mit ihm zu reden, allein um zu sehen, ob ich ihn provozieren konnte und er mir mal was direkt ins Gesicht sagte. Es war so ein kleines Spiel, das ich gern spielte.

Ich aß meinen Teller leer und stand auf, um meiner Mom einen Kuss auf die Wange zu geben. Sie reichte mir meinen Rucksack und schleuste mich aus der Tür, während sie, wie immer, leise vor sich hinsummte. Ich musste lächeln. Vermutlich wusste sie gar nicht, dass der Song, den sie summte, «Parker's Mood» war.



Zehn Minuten später stellte ich meinen BMW in die Behindertenzone vom Schulparkplatz. Ja, BMW – *meinen* BMW.

Ich weiß. Armes reiches Kind. Kann ja sein, dass er fett ist, aber immerhin fährt er einen BMW. Und wenn ich irgendwo anders wohnte, würde ich ja auch zustimmen, aber da, wo ich herkomme – aus Scottsdale, Arizona –, ist ein Teenager, der einen BMW fährt, ungefähr so normal wie ein ein- armer Kaktus. Man sieht uns überall.

Als ich in der Zehnten meinen Führerschein bekam, wurde ich ins Büro der Schulschwester gerufen, wo man mir etwas gab, das ich überhaupt nicht verlangt hatte – einen Behinderten-Aufkleber für mein Auto. Offenbar hatte meine Mom ihn beantragt. Ich dachte erst gar nicht daran, peinlich berührt oder beleidigt zu sein. Das Einzige, woran ich mich erinnere, ist, dass ich den BMW auf keinen Fall mit diesem hässlichen blauen Aufkleber verunstalten wollte und mich absolut weigerte, ihn auf die Behindertenplätze zu stellen.

Doch der Vorsatz hielt nur so lange, bis ich ein paar Mal zu spät kam, mein Auto ganz hinten parken und eine halbe Meile zu Fuß bis zum Schulgebäude schnaufen und keuchen musste. Einmal wäre ich fast auf dem Parkplatz zusammengeklappt. Das ist ungefähr zwanzig Pfunde her. Seitdem parke ich nur noch auf den Behindertenplätzen.

Die Lücke, die ich immer nahm, war direkt neben dem Schülerparkplatz, dort, wo er in den für die Lehrer übergeht. Deshalb war auch der Erste, der mich beim Aussteigen begrüßte, der Professor. Eigentlich Professor Dunn, aber alle nennen ihn nur «den Professor», denn wenn du all seine Zeugnisse und Ehrungen nebeneinanderlegen würdest, reichten sie locker zwei Mal um die Erde.

Der Typ hatte bei den Symphonikern in Boston, in Philadelphia und in New York gespielt und so weiter. Er hatte

die bedeutendsten Diplome der Juilliard und Ehrendiplome von jeder anderen bedeutenden Musikhochschule, die du dir vorstellen kannst. Trotzdem war er zu seinen Wurzeln nach Arizona zurückgekehrt, um sich ein Stück weit zur Ruhe zu setzen und nur noch das Schulorchester der Scottsdale High zu leiten. Ich fragte mich, ob er seine grauen Haare von den jahrelangen Auftritten oder von den Schülern, die er jetzt unterrichtete, bekommen hatte.

Er winkte. «Morgen, Butter.»

Er war der einzige Lehrer, der mich Butter nannte, und es machte mir nichts aus, wenn er es sagte. Ich glaube, er ahnte, wie ich tatsächlich zu meinem Namen gekommen war, doch den Leuten erzählte er immer, ich hieße so, weil ich das Alt-Saxophon weich wie Butter klingen ließe.

«Hast du schon die Fächer zusammen, die du im nächsten Semester belegen willst?», fragte er und fiel in meinen Schritt ein.

«Alle, bis auf die Wahlfächer. Ich schwanke noch zwischen Unterwasser-Korbflechten und Kobolde-Jagen.» Ich grinste. Natürlich wusste ich genau, in welchem Wahlfach er mich sehen wollte, aber ich musste ihn erst noch ein bisschen an der Nase herumführen.

«Wenn deine komödiantischen Fähigkeiten nur genauso beeindruckend wären wie deine Musik.» Der Professor seufzte. «Zumindest die komödiantischen Fähigkeiten, die du in der Öffentlichkeit preisgibst.»

«Hey! Bei Ihnen klingt das so, als ob ich egoistisch wäre. Ich hab Ihnen doch gesagt, Prof, ich komme und jamme mit Ihnen und Ihren *Brass Boys*, wann immer Sie wollen. Aber im Schulorchester? Das ist nicht mein Stil.»

Mom hatte mich in meinem ersten Jahr an der Highschool

gezwungen, ins Orchester zu gehen. Und als ich es nach einem Semester wieder verließ, hatten beide, sie und der Professor, so getan, wie wenn es der Untergang der *Titanic* wäre. Ich glaube, der Professor ließ mich seither nur deshalb jederzeit nach Belieben zu den Proben der *Brass Boys* zu, weil er hoffte, mich irgendwann doch wieder ködern zu können. Aber das Einzige, was passierte, war, dass ich den Jazz kennenlernte. Und das zementierte meine Entscheidung, dass das Schulorchester nicht mein Ding war.

Wir erreichten den östlichen Eingang der Schule, den die Lehrer benutzten, und der Professor blieb stehen, die Hand schon am Türgriff. «Ich bitte dich nur, drüber nachzudenken, Butter. Du könntest mir helfen, die Programme zusammenzustellen. Wir könnten ein paar Solos mit reinnehmen, die du magst. Wie wär's mit ein bisschen Charlie Parker, na?» Er stieß mich an, dann öffnete er, mit einem Blinzeln in den Augen, die Tür. «Nach dir, du Schwergewicht.»



Erste Stunde. Aufsatz. Anna.

Ich liebte es, wenn mein Tag mit einem idealen Blick auf ihre langen und glatten blonden Haare und ihre schmalen, gebräunten Beine begann. Heute war sie ständig damit zugegangen, ihre Beine nervös übereinanderzuschlagen und dann wieder nebeneinanderzustellen. Sie schlug mit ihrem Kuli gegen die Tischkante und schaute zur Uhr hoch. *Wozu diese Unruhe? Die Stunde hat doch gerade erst angefangen.* Ich war so auf Anna konzentriert und mit der Frage beschäftigt, weshalb sie so unter Strom stand, dass ich gar nicht mitbekam, als mich die Lehrerin aufrief.